

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 70.

Freitag, 11. März

1932.

Das Haus der Dämonen



Ein Roman um den alten Goethe

von Hans von Hülssen

17. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten).

Um diese Stunde sitzen August und Lina Schumann eng umschlungen auf dem Rande von des Vaters altem Reisebett. Die herabgebrannte Kerze wirft zitternde Kringle auf den kalten, steinernen Fußboden, vom Kamin her kriecht der Feuerchein bis zu ihren Füßen.

„August“, sagt Lina und schmiegt die noch von Küßen heiße Wange an seine Schulter: „Dies war nun das letzte mal, daß ich komme.“

„Mädchen!“ Er greift ihre Hände und schiebt sie in Entsetzen von sich: „Was — soll das heißen?“

Sie hat plötzlich Tränen in den braunen Tiraugen: „Sei mir nicht böse, August, lieber August... ich hätte es dir längst sagen sollen, aber schau, ich hab es nie gewagt... sie waren immer so schön, diese Stunden, so wunderschön, du! Ich wollte sie nicht verderben... und ich liebe dich ja so, liebster Schatz... ich wollt' es auskosten bis zum letzten Augenblick... Nun ist er da, der letzte...“

„Aber — warum — um Gottes willen?“ Immer noch preßt er ihre Hände.

Die Lina sieht nicht auf, sie sagt: „Ich hatt' dir längst davon reden müssen, daß ich... versprochen bin... daß ich's schon war, als wir uns trafen... Und morgen... morgen ist mein Hochzeitstag — und nun... nun muß es aus sein.“

„Unmöglich!“ ruft August. „Nein, das ist unmöglich! Das kann nicht sein!“

Sanft macht das Mädchen sich los: „Doch, du, Liebster, höre: Das muß sein — so schwer es uns beiden auch wird. Schon dies hier war gewagt genug. Mehr könnte ich nicht wagen.“

„Du mir das nicht an!“ August läuft durch die kleine Stube, daß die Kerze weht und flackert. Groß läuft sein Schatten an der Wand mit ihm. „Was wird aus mir, wenn ich dich nicht mehr habe, Lina?“ klagt er. „Ich will nicht zurück in die Ede meines Lebens! Ich kann nicht leben ohne Liebe — und da oben, da ist es so kalt und liebeleer...“

„Du hast deine Frau...“
Er stöhnt auf und preßt beide Häufte in die Augenhöhlen: „Sprich nicht von ihr! Kein Wort von ihr, hörst du! Sie ist ein... ein Eisberg... ist kalt wie ein Leichnam — vor ihr bin ich ja gerade hierher geflohen!... Lina!“ ruft er und wirft sich plötzlich wieder neben sie und hat schon die Arme um sie geschlungen und den Mund dicht an ihr Ohr gepreßt: „Ich war ja unglücklich mit ihr, so lang wir zusammen leben! Es war alles Täuschung, es hat sich schrecklich gerächt! Sie ist gar nicht meine Frau, sie gehört allen andern mehr als mir — dem Vater — und den Freundinnen — und ihren Engländern, die so tun, als wäre meine Wohnung ein Wirtshaus! Es ist ja alles Verstellung und Lüge, wenn

wir zusammen auftreten und heiter und glücklich scheinen — alles Verstellung und Lüge... und dahinter ist nichts als der große Jammer... Lina! hab Erbarmen mit mir — du darfst mich nicht verlassen!“ Sein Kopf sinkt schwer nieder in ihren Schoß, wühlt sich in die Falten ihres Rocks; aber während er ihre Finger jählich in seinem Haare fühlt, weiß er, daß alles vergeblich ist — verloren ist, daß sie so handeln wird, wie er selbst an ihr gehandelt hat, damals...“

„Ich kann nicht“, hört er sie sagen. Die drei kleinen Worte fallen ihm erregend ins Ohr, wie ein Urteilspruch. Ihm ist, als liege er hier, ein Gerichteter, das Haupt auf dem Block. Das Schicksal vollzieht unbarmherzig eine Rache an ihm.

Leise und liebevoll hebt Lina ihn auf. Dumpf, das Gesicht zwischen den kalten Händen, bleibt er auf dem Lager hocken, während sie sich zum letzten Gehen fertig macht. Er hört ihren tappenden Schritt auf dem Fußboden — wie unendlich langsam rinnen die Minuten! Plötzlich fühlt er ihre Lippen auf seinem Haar, hört sie etwas flüstern, das klingt wie „Danke.“

Was hat Ottilie gedacht, damals, in Ems, als die Wunde so bitter brannte? Daß sie als eine andre zurückkehren würde ins Haus am Frauenplan? Und fortan eine andre sein, mit unbeugsamen Entschluß? — Von diesem Tage an, da die Lina auf leisen Sohlen ging und lautlos die Tür des Gartenhauses hinter sich zog, ist auch August ein anderer.

Er braucht viel Mühe und Schauspielerei, um vor der Welt, dem Vater, der Frau, den Kindern und Bekannten, den Kollegen in der Kammer und am Hofe, vor den höchsten Herrschaften, denen er dient, der Alte zu scheinen, ruhig, heiter, gelassen, freundlich zu scheinen. Ihm ist bei jedem Schritte, als sei etwas in ihm zerbrochen, das Rückgrat eingeknickt, das ihn so lange aufrecht gehalten. Wie ein Boot mit Kotsiegel treibt er durch seine Tage. Fern, fern liegt der Hafen, zu dem er früher immer in allen Stürmen und Kümernissen zurückgekehrt: die beiden peinlich ordentlichen und sauberen Zimmer in der Mansarde, wo die Napoleonreliquien hängen und das Bild der schönen Frascatanerin und das Bild Christi, der sich unter sein Kreuz bückt. Meist ist es Nacht, wenn er sich dort einsindet, die Stiefel von den Füßen schleudert und mit wüstem Kopfe ins Bett sinkt. Meist ist es eine Kneipe, woher er kommt.

Wein! Tröster! Vergessenstrank! Zaubereich des Rausches, in dem das Schwere leicht, das Harte sanft, das Böse gut wird!... Durch Wochen und Wochen läßt er sich an dem immer von Gästen wimmelnden Teetisch Ottiliens nicht sehen. Was soll er da? Dies Geschwätz anhören? Höflich mit diesen Leuten sein, die ihm die Frau wegstehlen, wie Sterling? Gute Miene zu ihrem bösen Spiel machen? — Er denkt nicht daran! Mögen

se über ihn reden als über einen wunden und ungesunden Sonderling — was wissen sie von ihm? Er sitzt bei Ortell, wo die Rechnung in petit Burgunder immer höher anschwillt, oder im „Zepter“ auf der Windischen Gasse, oder in der „Erholung“, draußen vor der Stadt, wohin die jungen Bürgersöhne mit ihren Schönen zum Tanze gehen. Der Schatten des betrunkenen Rittmeisters ist nicht halb so schlimm wie die Schatten am Teetisch der Frau. Oder er sitzt in der „Lezten Träne.“

Das ist ein Wirtshaus umwelts des Friedhofes, es verdankt seinen Namen den Leidtragenden, die hier zum Schoppen niedersitzen, wenn sie drüben unter den ernstlichen Lebensbäumen an offener Gruft einem mehr oder minder teuren Verstorbenen die letzte Träne nachgeweiht haben. Ein einfaches Wirtshaus, nicht mit der feinen Weinstube von Signor Ortell zu vergleichen, bewahre, im Keller, wofern überhaupt einer vorhanden ist, lagern keine Kässer mit Balsamino, Chier, Sgratuser und Lacrimae Christi; aber die „Lezte Träne“ besitzt einen großen Vorzug: denn ihre behäbige Wirtin, Madame Laemmerhirth, hat eine Tochter, ein junges Ding mit sinnlichen Augen und Lippen, das dem männlichen Teil der trauernden Hinterbliebenen gern auf mannigfache Weise trostreich gefällig ist. Und nun gar, wenn ein so vornehmer Gast wie der Herr Geheime Kammerrat und Sohn des großmächtigen Herrn Staatsministers — wer kennt ihn nicht! — unsere einfache Kneipe mit seinem Besuch zu beehren die Gnade hat! . . . Harte Taler springen allemal auf den Tisch, wenn er kommt; da ist denn Madame Laemmerhirth bereit, beide mütterlichen Augen zuzudrücken und die für eine Wittib so schwere Sorge um den guten Ruf ihrer etwas wilden Tochter einmal mit dem vornehmen Herrn zu teilen. Viele Abende sitzt August in der Wirtstube mit der niedrigen, rauchgeschwärzten Decke bei schlechtem Wein, den ihm Mariechen zweideutig zwinkernd kredenzt, er raucht eine Zigarre nach der andern, bis er mit lähmender Angst eine kalte Erschöpfung im Herzen fühlt; und wenn der letzte der spärlichen Gäste gegangen ist, und Madame Laemmerhirth die Lampe ausbläst, so gibt es droben eine Kammer, in der man mit Mariechen weiterzehen kann, bis alle Sinne sich umnebeln.

Mariechen ist ein dummes, einfältiges Ding, viel reden kann man mit ihr nicht. Aber was soll das Reden? . . . Die Zunge ist ein unedles Glied! . . . Wieviel Unheil ist über die Menschen durch die Zunge gekommen! . . . Wohl dem, der schweigsam geboren ist! . . . Ottilie: wie leicht weiß sie die verderblichen Worte zu setzen! Gleich Jägerneken, Ruchseisen und Drosselsprengeln stellt sie die Worte auf, um andre darin zu fangen — und sich selber, ehe! . . . Ottilie! — Wo ist Sterling? — Er war ein guter Junge — und ist nun doch an allem schuld, Ottilie hat ihn verdorben mit ihren glatten Worten, hat ihn zu Verrat getrieben. . . . Ottilie! — Wem haben wir die Tür unsers Hauses aufgetan? — Sie geistert im Schiffschen umher, hat Zeichenstunden und Gesangstunden und Klavierstunden und französische Stunden und Reitstunden — wie ein vierzehnjähriges Ding im Mädchenpensionat! . . . Sie fährt mit dem Vater spazieren und zeigt den Leuten ein heiteres Gesicht, als wäre sie der gute Geist des Hauses — und ist doch sein Dämon, sein Dämon! . . .

August wandt die nachtdunkle Straße entlang. Der kalte Märzwind bläst ihm entgegen, rings ist alles schwarz, sein tappender Fuß tritt in Wasserlachen und letzte Überbleibsel des Schnees. Ihm ist übel zumute von dem schlechten Wein, den er hinuntergegossen; speien möchte er, tausend wüste Bilder tñäulen sich in seinem Hirn durcheinander, er sieht Ottilie mit fliegenden Haaren auf einem überlebensgroßen Rappen die Straße entlangsprengen, und hinter ihr hoch Mariechen im flatternden Hemde. . . . Er bleibt erschöpft und schwer atmend stehen, greift nach dem versagenden Herzen: Wie gut sind die daran, die einen Gott haben! . . . Alles versinkt in grauem, wallendem Nebel, der steigt und fällt und bauscht sich und schlägt klatschend wie ein nasses Tuch gegen die Stirn. Ein Ton sitzt in der Kehle und will heraus — laut singend stolpert August den dunklen, ungepflasterten Weg entlang; ihm ist plötzlich, als ginge

es übers Gebirge, als mühte er aufwärts, aufwärts tictern und könnte es nicht, er sieht vor sich den Steinbock, von einer Aureole umglänzt: das Tierkreiszeichen, unter dem er geboren ist — diesen sagenhaften Steinbock, der nur zwei Füße hat und einen Fischleib nachschleppt — das Zeichen, unter dem er geboren ist. . . . Die weißen Nebel wallen, er greift in die Luft, sich zu halten und stürzt.

Der Nachtwächter, der mit Spieß und Horn durch die Straßen geht, findet hinter der Komödie einen seinen Herrn im Schnee liegen, beugt sich nieder, erkennt tief erschrocken den Herrn Geheimen Kammerrat, rüttelt ihn wach, schafft ihn nach Hause.

Er hat nur ein paar Stunden dumpf geschlossen, da fährt er im Bette empor: Hornsignale im bleich grauen Morgen, langgezogene, klagende Hornsignale gellen durch die stummen Gassen. Sein überreiztes Hirn ahnt: Feuer, Feueralarm! Was geht's ihn an! Er will zurücksinken in den Schlaf, zurücktaumeln in das Dunkel, das mit hundert Händen nach ihm langt — aber näher und näher kommt das wilde Blasen: jetzt ist es drunten auf dem Frauenplan. Da springt er mit nackten Sohlen auf den kalten Fußboden, läuft zum Mansardensfenster, reißt ungeschickt den Vorhang zur Seite. Rot ist der fahle Morgenhimmel im Nordwesten gefärbt, die niedrigen Häuser, die den Platz drunten säumen, könnten in ihrer schwarzen Geduldtheit wie tot erscheinen, wenn nicht hie und da Läden aufgerissen würden und Köpfe in Zipfelmützen herausführen. Das Horn des Wächters klagt die enge Seifengasse entlang.

„Das Theater — das Theater brennt!“ hört August rufen, irgendwer ruft es zum „Schwan“ empor, wo gerade der dicke Wirt in rasch übergestreiften Hosen und Pantoffeln neugierig vor die Tür tritt. Irgendwo rasselte schon eine schwere Spritze über das holprige Pflaster.

Im benachbarten Fenster erscheint Ottiliens unordentlicher Lodenkopf.

„Die Komödie brennt!“ ruft August zu ihr hinüber.

„Mein Gott“, antwortet sie schreiend — später ist ihm, als wäre es ein ganz unnatürlicher Schrei gewesen — und zieht den Kopf zurück. Inzwischen beleben sich die Gassen, Pferdehufe klappern, Wagen rattern, Kommandos schallen durch den grauen Morgen. Roter, größer flammt der Schein am Himmel, Funken stieben empor, wie bei einem Feuerwerk, wenn die Betarden plagen.

August fährt in die Kleider, gießt sich kaltes Wasser über den wüsten Kopf. Dem Vater! denkt er, man muß es dem Vater sagen! Sein Theater! Das er gebaut! Sein Lebenswerk! . . . Er ist plötzlich ganz wach und bei sich, der Gedanke an den Vater hat seinem Geist und Körper einen neuen Impuls gegeben.

Da er, in den noch vom Pfützenwasser nassen Mantel geknöpft, sich die dunkle Wendeltreppe hinunterstafet, sieht er Stadelmann mit einer Kerze durch das Vorzimmer huschen. „Weiß Seine Excellenz?“

Der alte Diener legt den Finger auf den Mund. „Exzellenz haben eben gefragt, was das Lärmen bedeute, und da ich Meldung gemacht, haben Excellenz befohlen, ihn anzukleiden. Jetzt, um fünf Uhr morgens! Gott, Herr Kammerrat — wenn Excellenz nur nicht in die Nacht hinaus — Excellenz haben gestern ein paarmal gehustet.“

Rasch entschlossen tritt August ins Arbeitszimmer, in das durch den Spalt der angelehnten Tür Kerzenschein fällt. Neben an findet er den alten Vater in Unterbeinkleidern, sein großes Auge, auf den Sohn gerichtet, hat im Schein des Lichtes etwas Unheimliches.

„Das Theater —“, sagt er mit einer Stimme, die plötzlich dünn und greisenhaft ist.

„Ja, Vater“, fällt ihm August rasch ins Wort, „ich bin eben im Begriff — dorthin zu gehen, und komme dann schleunigst und berichte Ihnen. — Schonen Sie sich, lieber Vater“, fügt er bittend hinzu und hascht die Hand, die schlaff am Körper herunterhängt.

„Ich werde wachen“, sagt der Vater und macht ihm ein Zeichen, zu gehen.

(Fortsetzung folgt.)

Das Debut.

Von Wilhelm Lichtenberg.

Mein Gott, wie soll ich mir rasch erklären, was ein Debut ist? Also, das ist jener merkwürdige Zustand, wo ein Schauspieler zum erstenmal auf einer Bühne steht und, ehe der Vorhang hochgehen soll, denkt: Du lieber, guter, großer Gott! Laß doch jetzt ein süßes, charmantes Scharfrichterlein kommen! Mache daß mich dieses Scharfrichterlein zu einem entzündenden Schafottchen führe, meinen Kopf auf ein liebliches Richtbloßchen lege und mit einem reizenden Beilchen diesem Hundeleben eines Debutanten ein Ende mache!

Ja, das sind ungefähr die Gefühle eines Keulings am Theater, wenn er zum erstenmal vor das Publikum stolpern soll.

Es gab eine Zeit, wo ich es mir in den Kopf gesetzt hatte, Bassermann aus dem Sattel zu heben und Mainz zu überlancen. Und mein Theaterdebut vollzog sich in Berlin. Immerhin ein glänzender Anfang für einen jungen Schauspieler. Das heißt — der Anfang war glänzend; die Rollen, die ich zugeteilt erhielt, weniger. Bassermanns Konkurrenz erwies sich vorläufig als noch zu stark. Ich will der Wahrheit die Ehre geben und nicht verschweigen, daß ich in den ersten Monaten meines Engagements überhaupt keine Rollen zugeteilt erhielt. Meine Rollen spielten damals — oh, Kurzichtigkeit! berlinischer Theaterdirektoren! — Kraußler und Bassermann, Wosli und die Höfflich. — Ja, auch Frauenrollen hätte ich gern gespielt. Es kam mir nicht darauf an.

Nun denke man sich die Verzweiflung eines jungen Mimens, der ein halbes Jahr lang zusehen muß, wie die anderen seine Rollen spielen! Ich dachte an Massengiftmorde unter der Berliner Schauspieler-Schaft, an in Konversationszimmern verstreute Typhusinfektionen und andere liebliche Dinge. Daß diese Massenmorde nicht zur Ausführung gelangten, war eigentlich nur meiner persönlichen Feigheit zuzuschreiben. Jedenfalls drohte damals der prominenten Berliner Schauspieler-Schaft eine ganz große Gefahr, von der sie erst heute erfahren soll.

Nach einem halben Jahre endlich bekam ich meine erste Rolle zugeteilt. Es war schändlich! In dieser Rolle befand sich überhaupt nur ein einziger Satz! Das mir! Ich schäumte.

Was tut ein schäumender Schauspieler? Er läuft ins Direktionsbüro. Er ruht nicht, bis er beim Direktor vorgelassen wird. Er wirft diesem Direktor die Rolle vor die Füße. Er ...

Also, alles das tat ich. Der Direktor war Dr. Eugen Robert, der jetzt die „Tribüne“ in Berlin leitet. Ein sehr diplomatischer, gewandter Herr, der schäumenden Mimens noch einigen Schaum um den Mund schlägt, bis sie plötzlich nicht mehr schäumen. Kurz, mein Direktor überzeugte mich, daß dieser einzige Satz der Rolle nach einem jungen Genie schreie, daß mit diesem einen Satz das ganze Stück stehe und falle, daß sein Theater einer Pleite entgegengehe, wenn ich mich weigere, die Rolle zu spielen, und daß am nächsten Tage ganz Berlin von nichts anderem reden werde, als von meinem Satz.

Überzeugt verließ ich das Theaterbüro und machte mich an das Studium der Rolle. Ich hatte als Diener Blumen auf die Bühne zu bringen und zu sagen: „Diese Blumen sendet der Baron de Barnère.“ Das war alles. Ich studierte Tag und Nacht. Schließlich trägt man doch die Verantwortung, wenn ein Direktor erklärt, das Schicksal seines Theaters stehe und falle mit diesem einzigen Satz. Ich probierte die verschiedensten Betonungen aus. Zuerst neigte ich zu der Ansicht, daß „diese“ zu betonen sei, dann plötzlich schien mir wieder „Blumen“ wichtiger; dem „sendet“ wollte ich eine hellere Färbung geben und der Baron de Barnère sollte nicht zu kurz kommen ... Es war ein Dilemma! Ich versuchte, meinen Diener mit Rüdenmarschwindstucht zu spielen, um ihm Bedeutung zu geben; mit Heuschneppen, mit lallender Zunge. Aber alle diese Nuancen erschienen mir schließlich nicht wirksam genug. Ich entschloß mich, ihn à la Hamlet aufzufassen: weltlichmerzlich, mit leisem Stich ins Wahnsinnige.

Der Regisseur auf der Probe machte mir einen Strich durch meinen Wahnsinn. Er bestand auf Einfachheit. Wir stritten lange über meine Auffassung. Ich meinte, daß Diener in französischen Häusern gewöhnlich pathologisch seien, weil die Komplexen ihrer Minderwertigkeit sich mit den Hemmungen eines Domestikendaseins tangieren; der Regisseur meinte einfach, daß ich ein Dohle sei und verbot mir die psychoanalytische Durcharbeitung meiner Rolle.

Er schien meine Traurigkeit zu merken und sah wohl auch die Unmöglichkeit ein, mit einem ganz normal gesprochenen Satz am nächsten Tage das Gespräch von Berlin zu werden. Deshalb gestattete er mir eine Nuance, die ich mir in mühsamem häuslichen Rollenstudium zurechtgelegt hatte: Ich betrat, am ganzen Körper schlotternd, die Bühne, sagte: „Diese Blumen sendet der Baron de Barnère“ und ließ dabei das Sträußchen zu Boden fallen; diese Spielnuance motivierte ich damit, daß mein Diener in seine Herrin heimlich verliebt sei, und daß ihm vor Eifersucht die Hände zitterten. Diese Konzeption wurde mir gemacht. Und meine Partnerin erhielt in ihre Rolle den unwilligen Satz eingefügt: „Seien Sie doch nicht so ungeschickt!“

Von da ab begann meine künstlerische Zitterperiode. Ich zitterte daheim, ich zitterte im Spazierengehen, im Café — wo ich ging und stand, zitterte ich. Nur um es am Premierenabend auch richtig zu treffen. Ich studierte das Zittern der Paranoiker, das Zittern der Paralytiker, der Lunatiker. Schließlich entschied ich mich für ein Zittern ohne klinische Hintergründe. Mein Diener sollte einfach verliebt sein und nichts weiter.

Selbstverständlich lud ich alle meine Bekannten und Freunde zu meinem Debut. Ich kaufte das halbe Haus auf und verschuldete mich auf Monate hinaus; denn meine Gage war noch kleiner als meine Antrittsrolle. Aber die Leute sollten sehen, wie ich zittern kann.

Der Abend der Premiere kam. Mein Satz mußte ganz zu Beginn des Stückes gesprochen werden. Die Situation war so: Vorhang auf, Diener erscheint, Madame ist auf der Bühne.

Und jetzt stellte sich jene merkwürdige Sehnsucht nach dem Scharfrichterlein mit seinem Schafottchen und dem Beilchen ein. Fieber durchschauerten mich. Und der Regisseur gab das Zeichen zum Beginn ... Ich warf durch das Vorhangloch einen Blick in den Zuschauerraum. Das Theater war noch halb leer. Ich stürzte mich auf den Regisseur, bat, beschwor ihn, noch nicht anfangen zu lassen. Das Theater sei noch leer. Wie soll Berlin von mir sprechen, wenn es gar nicht da ist?

Der Regisseur meinte schnoddrig: „Werden schon kommen, die Leute“, und winkte: anfangen. Der Vorhang hob sich. Ich begann zu zittern. Das Zittern des Debuts vermählte ich mit dem Zittern der Absicht. Ich wurde also ein Doppelzitterer. Legte einen Othelloblick ein. Wankte auf die Bühne. Schritt auf meine Herrin zu. Streckte die zitternde Rechte aus und sagte mit bebenden Rakensklagen: „Diese Blumen sendet der Baron de Barnère.“ Dann ließ ich vorchriftsmäßig die Blumen fallen, bückte mich und überreichte sie abermals. Madame sagte: „Seien Sie doch nicht so ungeschickt!“ Und dann war es vorbei, das Debut.

Ich hatte mich mit meinen Bekannten und Freunden für nach der Vorstellung verabredet und mußte geschlagene drei Stunden in meiner Garderobe hocken. Entsetzlicher Zustand, wenn man bedenkt, daß ich auf eine Kritik meiner Leistung brannte! Endlich war es so weit. Meine Bekannten erwarteten mich beim Bühneneingang. Ich erschien, jeder Zoll ein Prominenter in beginnender Unsterblichkeit.

Leider stellte es sich heraus, daß sämtliche meiner Bekannten, denen ich Karten gekauft hatte, erst zur zweiten Szene erschienen waren. Sie hatten drei Stunden lang auf mich gewartet und als ich nicht kam, waren sie sehr enttäuscht. Das Stück hatte ihnen auch nicht besonders gefallen.

Nur meine Hausfrau war schon zu Beginn im Theater gewesen. Sie legte mir teilnehmend die Hand auf die Schulter und meinte: „Na, machen Sie sich nichts draus. So was kann ja vorkommen!“ — Ich fuhr auf: „Was? Was meinen Sie? Was kann vorkommen?“ — „Na, daß Sie die Blumen fallen lassen. Sie waren eben zu aufgeregt. Nur, daß die Dame Sie auf offener Bühne blamierte, war nicht hübsch von ihr. Das sollten Sie ihr sagen. Einen jungen, unbeholfenen Schauspieler stellt man nicht vor allen Leuten bloß.“

Damals erkannte ich zum erstenmal, wie undauarbar es ist, Nuancen zu haben, wenn die Rolle, die man spielt, zu klein ist. Im Leben und auf der Bühne ...

Amerikanische Zeitungs glossen.

Die Diplomaten der Welt suchen vergeblich nach einem Plan, Kämpfe zu unterbinden. — Warum ziehen sie nicht Max Schmeling's Manager zu Rat?

(Cedar Rapids Gazette).

Japan bittet den Völkerbund, die militärischen Nachtgelüste der Chinesen einzudämmen ... Wer sagt noch, daß die Japaner keinen Humor haben?

(Boston Globe).

Könnte man nicht die abendländischen Mächte, die versuchen, dem morgenländischen Kriegsgott die Zähne zu ziehen, Occidentisten heißen?

(Norfolk Virginian Pilot).

Die Japaner kennen nur zwei Klassen von Chinesen. — Laufen sie weg, dann sind sie Soldaten, wehren sie sich, dann sind sie Banditen.

(San Diego Union).

Wenn Japan die chinesischen „Banditen“ ausgerottet hat, wird es wohl dann den Nobels-Friedens-Preis erhalten?

(Rochester Democrat and Chronicle).

Japan hat Mandchuria unter dem Daumen. Der andere Daumen ist an seiner Nase und die ausgebreiteten Finger zeigen die Richtung nach Genf.

(Weston Reader).

Eine Sekretärin in Boston hat ihren Arbeitgeber erschossen. Sie schützt Wahnsinn vor ... Wer heutzutage seinen Arbeitgeber ermordet, muß wahnsinnig sein.

(Judge).

Neue Bücher

* **Von deutscher Dichtung.** Ein Führer durch die Geschichte der deutschen Dichtung. Ein Jugend- und Volksbuch. Von Wilhelm Vogel pohl. (Verlag B. G. Teubner, Leipzig.) Keine trodene Literaturgeschichte, keine öde Aufzählung von Namen und Titeln, sondern eine Wanderung durch 2000 Jahre, die alles lebendig werden läßt: Götter- und Heldenlieder aus frühgermanischer und althochdeutscher Zeit, die unvergänglicher Lieder Walthers von der Vogelweide, Minnesang, Volkslied, das große Erleben des 30jährigen Krieges, das Zeitalter der verstandesmäßigen Aufklärung, deren Kühle durchbrochen wurde von der kraftvollen Bewegung des Sturmes und Dranges — aus ihrem Geiste schuf der junge Goethe den „Götz“ — die klassische Zeit Goethes und Schillers, die Romantiker, die Realisten (Heine, die Drost, Heibel, Gottfried Keller, Storm, Raabe, C. F. Meyer u. a.). Besonders ausführlich geschildert ist die Dichtung unserer Zeit. Neben all den bekannten Namen wie Hauptmann, Hesse, Ricarda Huch, Binding, Rilke usw. tauchen fremde Namen auf, und man bekommt Lust, nach dem, was man von ihnen hört, auch ihre Werke kennen zu lernen. Ofters sind kurze Proben von besonders charakteristischen Gedichten gebracht und auch gerade von unbekannten. Roman und Novelle, Drama und Lyrik — das ganze unendlich reiche Schaffen unserer Generation wird uns zum Erlebnis.

* **Wie sah Goethe aus?** Von Fritz Stahl. Mit 27 Tafeln. (Verlag Walter de Gruyter u. Co., Berlin.) Das Goethe-Jahr erschien ein würdiger Anlaß, dieses seit Jahren vergriffene Goethe-Büchlein in einer neuen Auflage herauszubringen. Wie bei seinem ersten und zweiten Erscheinen wird es auch heute seine Aufgabe erfüllen: das Verständnis der Goetheschen Persönlichkeit in weiten Kreisen zu vertiefen. An Bildtafeln, die Goethe als Knaben, Jüngling, Mann und Greis zeigen, in Reproduktionen von Gemälden und Plastiken, deutet der Herausgeber Temperament und Phantasie des Dichters und ihre Wandlungen von früher Jugend bis ins hohe Alter.

* **Alfred Neumann: „Narrenspiegel“.** (Propyläen-Verlag, Berlin.) Der Held des „Narrenspiegels“, der edle Herzog Heinrich XI. zu Viegny und Brieg, ist ein toller Geselle! Übermäßig dick und fröhlich, kann er lachen, daß die Wände zittern und die Becher auf dem Tisch. Ein Fürst ohne Land, aber ein Fürst aus Überzeugung, ewig in Geldverlegenheit, aber ein Lebenskünstler, ein Prasser und Ausbeuter, jedoch gutmütig und als Mensch nicht unsympathisch! Rastaff und Don Quixotte, so zieht er nach Polen und Frankreich und durch das heilige römische Reich deutscher Nation. Mit ihm sein Freund und Marshall Hans von Schweinitz (dessen Memoiren gaben das Material), Fürstendiener und doch Fürstenspötter, dem Schicksal seines Herrn mit Haut und Haaren verschrieben und ihm alles opfernd: die eigene Person, den Vater, das Vermögen und die Ruhe der Existenz, nach der er sich immer sehnt. Nicht so treu wie er ist Kaspar Heilung, der Hofnarr des Herzogs, eine unheimliche Figur, ein schlimmer Bursche, aus dessen Scherzen oft bitterböser Ernst wird, ein Spieler und Spielverderber, ein großer Ränkeschmied. Nennen wir noch den ewig schlafenden Fabian Schramm, Heinrichs Leibarzt, und den fremd-schönen Florentiner Bagen Silvano, so haben wir die ganze Reisegesellschaft beisammen: die Hauptspieler des „Narrenspiegels“, der eines der köstlichsten Bücher ist, die man uns in letzter Zeit gegeben hat. Stärkste Leistungen früherer Werke von Neumann scheinen übertroffen, etwa in dem derben Kapitel vom „Türmchen“, in der burlesken „Hochzeitsnacht von Zusmarshausen“, in der dialektisch glänzenden Unterredung zwischen Heinrich und Marz Fugger, in dem grandios-grauigen Kapitel über die Pest in Köln und schließlich im Schlussspiel, das mit seinen sich überstürzenden Ereignissen noch einmal das Bild des Herzogs in seiner ganzen Fantastik offenbart.

* **Hermynia zur Mühlen: „Das Riesenrad“.** Roman. (J. Engelhorn's Nachf., Stuttgart.) Hermynia zur Mühlen, bekannt durch zahlreiche Überlegungen und mehrere Hörspiele, bringt hier die Aufzeichnungen eines kleinen vierzehnjährigen Mädchens, das, aus einer altadeligen österreichischen Familie stammend, plötzlich aus der wohlbehüteten Klostersamkeit in den grellen Wirbel der großen Welt hineingerissen wird. Zart, fröhlich, weltfremd und nichtsahnend, eine reine Seele, die noch an alles Gute in der Welt glaubt, lernt sie nach und nach das Leben kennen, das Leben der Erwachsenen, ihrer Eltern und das der großen Gesellschaft an der Riviera. Das „Riesenrad“ des Lebens erfährt sie und dreht sie im Kreise; einmal ist sie oben, kindlich erfreut über alles Neue, Unbekannte, dann dreht sich das

Rad nach unten, und Angst und Verwirrung faßt die kleine Mariseine — „Unordnung und frühes Leid“ bricht über sie herein. Wie sich die Welt der Erwachsenen mit ihren Wichtigkeiten und Verlegenheiten in den Augen des Kindes spiegelt, wie trotz der Tragik des Geschehens alles von Heiterkeit, glitzernder Ironie und tiefer Menschengüte überglänzt ist, darin liegt der unnachahmliche Reiz und die bezaubernde Anmut dieses Buches.

* **Martin Maurice: „Die Revolution der Reichen“.** Roman. (Verlag Paul Zsolnay, Wien IV.) Der neue Roman von Martin Maurice, dem Autor des berühmten Buches „Liebe, Terra incognita“, ist ein überaus wichtiges Buch. Es geht von der lustigen Voraussetzung einer idealistischen, uneigennütigen Welt aus, in der die entscheidungsvolle Armut triumphiert, die jungen Menschen der geistigen Aseise und entkörperlichen Liebe huldigen, die Arbeiter weniger Lohn und mehr Arbeit verlangen, die Schriftsteller Geld und Ehren verschmähen, die bedauernswerten Reichen aber von Staats wegen zu einem anstrengenden Leben in Luxus und Mühsiggang gezwungen sind. Dieses Variadalein wollen die Reichen jedoch nicht länger ertragen, sie scharen sich unter dem Rufe: „Millionäre aller Länder, vereinigt euch!“ zusammen, um das Glück der Arbeit und der Armut zu erkämpfen. Aber da bricht eine Gegenrevolution aus: eine Gruppe junger Menschen, die es nach Liebe und Luxus verlangt, verkündet, daß Reichtum keine Schande und daß es Pflicht der Reichen sei, um der anderen willen die Last des Genießens auf sich zu nehmen. Eine neue Welle des Idealismus überflutet die Länder. Martin Maurice schildert mit überlegener Laune diese auf den Kopf gestellten Zustände und Probleme, und gibt seiner „verkehrten Welt“ mit ihren erstaunlichen und ungeahnten Folgen ergößlichste Gestalt.

* **Walthar Harichs nachgelassener Roman „Der Prinzenhof“.** (Verlag Ullstein, Berlin) ist voll von jener romantischen Freude an ungewöhnlichen Gestalten, die seinen letzten Büchern, vor allem auch seinen „Primanern“ ihr eigenes Gesicht gaben. Verfall eines ländlichen Bestes, Verfall einer Familie, Wachen der Großstadt, Verfall der Natur, private Tragödie der Geschwisterliebe und Aufstieg eines Filmkonzerns sind in diesem Buch romanhaft miteinander verschlungen. „Der Prinzenhof“ zerfällt, aber die sieghafte Jugend überwindet den Zusammenbruch. — Walthar Harich ging kaum vierzigjährig von uns. Seine Bücher werden uns noch lange vertraut sein.

* **Neue Scherl-Romane.** (Verlag Scherl, Berlin.) Von Olaf Aslagsson hat Erwin Magnus einen neuen Band überseht: „Dreizeh“, die Geschichte eines Wolfes. Aslagsson zeigt sich hier wieder als der hervorragende Tier-schilderer, der ohne falsche Vermenschlichung sich ganz in die Seele des Tieres hineinzuleben vermag. — Ein Stück Zeitgeschichte spiegelt sich in dem amüsanten und spannenden Roman „Antworte, Charlie, die Zeit verrinnt“ des weitgereisten und welterfahrenen R. Brandt. Glanz und Untergang eines faszinierenden Hochstaplers, über dessen Streiche ganz Europa und sogar die Wamierten lachen. — Hilse Stein-Zobeltz und Hans v. Wolzogen haben zusammen einen Kriminalroman geschrieben: „Der Mann mit der gläsernen Maste“. Spannend bis zur letzten Seite und überraschend durch die einleuchtende Lösung. London und Scotland-Yard sind der Hintergrund für die bunten Geschehnisse.

* **„Improvisation am Klavier“** von A. Epping und H. Taucher. (Verlag Max Hesse, Berlin-Schöneberg.) In lebendiger ganz schematischer Weise wenden sich die Verfasser an die jedem innepohnende Musikalität, wecken die Lust am musikalischen Erfinden und führen vom musikalischen Einfall zur Bewußtmachung der Gesetze, die den musikalischen Erfindungen zugrunde liegen und zu ihrer Übertragung auf das Instrument. Erfinden, singen, hören, spielen arbeiten Hand in Hand. Zahlreiche Notenbeispiele und Aufgaben mit Lösungen gestalten den Führer lebendig. Ein praktisches leichtfaßliches Buch.

* **„Das neue Reichsmilchgesetz“.** Von Bürgermeister De Lu. (Verlag Wilhelm Stollfuß, Bonn.) Durch das neue Reichsmilchgesetz hat die Milchwirtschaft eine umfassende Neuregelung erfahren, deren genaue Kenntnis für alle in Frage kommenden Kreise eine unbedingte Notwendigkeit ist. In übersichtlicher Weise sind in dem vorliegenden, soeben erschienenen Bändchen die umfangreichen Bestimmungen des neuen Reichsmilchgesetzes (Reichsausführungsbestimmungen) behandelt worden.

* **„Künstler am Rundfunk“.** (Verlag Rothgiefker u. Dießing AG, Berlin N. 24.) In diesem Album sind die im Kupfertiefdruck wiedergegebenen Abbildungen von etwa 230 der in ganz Deutschland bekannten Rundfunk-Künstler enthalten und übersichtlich geordnet. Dazu Informationen über die Künstler mit Daten aus deren Leben usw.